

Erste Periode.

Älteste Zeit (bis 750).

Don den Anfängen des Germanentums bis auf Karl den Großen.

1. Die alten Germanen.



Cod. Vat. Lat. 209, f. 58. (12. Jahrh.)

rauer Vorzeit entstammt die durch Schiffermärchen aus dem Norden nach dem Süden getragene Kunde von einer unwirtlichen deutschen Meeresküste. Noch in den näheren geschichtlichen Epochen lag für die Römer die Nordsee dort, wo man das Märchenland suchte, extra orbem (außerhalb des Erdkreises). Griechischer Forschergeist aber, gallischer Handelsjinn und römische Tatkraft haben mit der Zeit den Märchenjchleier, der unser Vaterland verhüllte, zerstört und die Schwierigkeiten vermindert, die größeren und zusammenhängenden Wissenschaften, kaufmännischen und endlich auch militärisch-politischen Unternehmungen im Wege lagen. Gelehrte, Kaufleute und Offiziere haben die ersten zuverlässigen und ausgiebigen Nachrichten über den deutschen Norden in Frankreich, Italien und Griechenland verbreitet.

Weltgeschichtliche Bedeutung aber gewann der nordische Verkehr erst, als ihm ein griechischer Gelehrter namens Pytheas (350—320 v. Chr.) von Massilia aus den Seeweg eröffnete. Pytheas war ausgezogen, das Land zu finden, in dem, wie die Astronomie verlangte, die Sonne im Sommer nicht unterging, und kam bis an die Nordspitze von England, vielleicht auch nach Norwegen, jedenfalls aber an die Küsten von Norddeutschland und brachte die wertvollsten Nachrichten über den damals ganz unbekanntem Nordwesten Europas mit. An der Nordseeküste entdeckte er deutsche Völker; sie nannten sich Ingvionen und es gehörten zu ihnen Cimbern und Teutonen. Durch den Bernsteinhandel standen diese Bewohner der Westküste Schlesiens und Jütlands mit Gallien, mittelbar auch mit Italien in Verbindung. Es waren dies dieselben germanischen Stämme, die auf ihrem Zuge aus dem Norden nach dem Süden, wo sie neue Wohnsitz suchten, 113 bei Noreia (wahrscheinlich Neumarkt in Steiermark) ihre Stärke mit der römischen Kriegskunst maßen und nach dem errungenen Siege bald an die Tore Italiens pochten. Wiederholt mußten die sieggewohnten römischen Legionen vor den in Tierfelle und Eisenpanzer gehüllten Söhnen des Nordens die Flucht ergreifen, bis es endlich Marius gelang, die Barbaren, als sie eben von Norden und Westen her in Italien einbrechen wollten, auf das Haupt zu schlagen (100 v. Chr.).

Die Cimbern waren die am weitesten nach Norden vorgeschobenen Westgermanen.

Als solche bezeichnet man jene Stämme von Germanen, die an der unteren und mittleren Elbe und westlich davon ihre Wohnsitze hatten, während man die in dem Flußgebiete der Oder, in ihrem Unter- und Mittellaufe, im Osten bis zur Weichsel festhaften als Ostgermanen (Goten, Vandalen, Rugier, Heruler, Gepiden, Skiren, Burgunden) und die in Scandinavien wohnhaften Nordgermanen (Norweger, Dänen, Schweden) zu bezeichnen pflegt. Damit haben wir auch die älteste, historisch beglaubigte Heimat der Germanen in Europa angegeben. Ihre Nachbarn waren im Osten die Aisten und Slaven, im Westen und Süden die Kelten. Die Zeit, in der die Germanen die bezeichneten Gebiete besiedelten, läßt sich nicht bestimmen. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat man nachgewiesen, daß die Germanen zugleich mit den Lituslaven verhältnismäßig erst spät ihre Urheimat in Asien verlassen und die Länder besetzt haben, in denen wir sie treffen, als sie mit den Römern in Kampf gerieten. Erst im fünften Jahrhundert v. Chr. dürften germanische Stämme die Elbe überschritten haben. Noch später erfolgte die Einwanderung nach Scandinavien und die Ostgermanen sind an der Ostsee wahrscheinlich gar nicht zur Ruhe gekommen. Entgegen dieser altbergebrachten Anschauung hat man, ohne jedoch allgemeinen Beifall zu finden, die Bodenständigkeit der Germanen in Nordeuropa nachzuweisen gesucht.

Durch die Züge der Kelten nach dem Süden in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten gerieten auch die germanischen Völker in Bewegung und griffen bald entscheidend in den Gang der Weltgeschichte ein. Es begann ein Auf- und Niedervogeln, ein Hin- und Herfluten, von dem C. Julius Cäsar während seines gallischen Feldzuges (58—50 v. Chr.) Augenzeuge wurde. Seinem Genie, der römischen Kriegskunst und Diplomatie gelang es, die Katastrophe für Italien und das Reich hinauszuschieben; ja die Uneinigkeit der germanischen Stämme, die sich untereinander aufs heftigste bekämpften, machte es möglich, daß die römischen Adler bis in das Herz Germaniens vordrangen, und nur die Liebe zu ihrem Stamme und „Germaniens Befreier“, der Cheruskerfürst Arminius, retteten die Freiheit des Landes. Die Römer waren schließlich zufrieden, durch den Rhein und die Donau ihr Reich gegen neue Einfälle gesichert zu wissen, und damit endete im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung die erste germanische Wanderung. Es trat nun eine Art Waffenruhe ein, ehe es zum Entscheidungskampfe kam.

Über die ethnographischen Verhältnisse der alten Germanen wissen wir bis um die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. nur wenig. Ausgrabungen an der Nord- und Ostsee zeigen, daß keltische und griechische Einflüsse sich bei den Germanen frühzeitig geltend gemacht haben. Wahrscheinlich haben die Etrusker die Waren der im Süden wohnenden Griechen auf der uralten Handelsstraße, die über den Po nach Venetien, dann über die Alpen nach Mähren und nach Schlessien führte, zu den Germanen gebracht, die dann den Tauschhandel vermittelten. Die dürftigen Angaben des Pytheas und der auf ihnen zum großen Teil beruhenden griechischen Geographen werden ergänzt und erweitert durch C. Julius Cäsar, der alles, was er während seiner Statthalterchaft in Gallien an Merkwürdigkeiten über die Germanen hörte oder selbst bei ihnen sah, gelegentlich seiner Geschichte des gallischen Krieges einfügte.

Der Name „Germanen“, der sich zum ersten Male in einem Fragmente der Historien C. Sallusts über das erste Jahr des Sklavenkrieges findet, ist seiner Bildung nach keltisch (keltisch-römisch Germani, keltische Nebenform Garmani, Garmanos) und bedeutet „echte Abkömmlinge“, „Volksgenossen“. Diejenige Völkergruppe der Istväonen (der rheinischen Germanen) nämlich, die unmittelbar am Rhein wohnte, stand mit den Kelten in so innigem Verkehr, daß sie zwiesprachig und zum Teil fast keltifiziert wurde. Von den letzteren wurde der Name „Istväonen“ in den gleichbedeutenden gallischen „Germani“ übersetzt. Durch diese Völkerschaft wurde dann der Name um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, als sie den Rhein überschritt, auch auf das linke Rheinufer verpflanzt. Trotz der Keltifizierung, der die Eroberer hier allmählich erlagen, fühlten sie sich doch den besiegten Galliern gegenüber lange als die „Echten“, die „Adeligen“ (*γρηγοροι*), im Hinblick auf ihre Abstammung. Die Gallier aber übertrugen in den folgenden Jahrzehnten den Namen „Germanen“ auf das ganze rechtsrheinische Muttervolk, und zwar zunächst aus be-

wundernder Scheu wegen dessen Blutsverwandtschaft mit ihren Besiegern, dann aber ohne Rücksicht darauf nach einer fest gewordenen Gewohnheit. So wurde der ursprüngliche Völkernamen zu einem Volksnamen erweitert, und als solcher ist er geblieben, während die linksrheinischen Germanen ihn nach ihrer Verschmelzung mit den Kelten verloren und zur Zeit des Tacitus „Tungern“ hießen. In der neuen Bedeutung, die der Name „Germanen“ durch seine Anwendung auf das ganze Muttervolk gewann, muß er um 100 v. Chr. in Nord- und um 80 v. Chr. auch in Südgallien schon allgemein verbreitet gewesen sein, denn im Jahre 73 gebraucht ihn Sallust in seinem Bericht über den italischen Sklavenkrieg bereits als Volksnamen, und von da ab begegnet er uns wiederholt in der römischen Literatur. Von den Germanen selbst wurde er nie als Gesamtbezeichnung verwendet.

Die lückenhaften und ungenauen Berichte Cäsars über die Germanen werden ergänzt von Cornelius Tacitus, dem geistvollsten Geschichtschreiber Roms. In seinem gegen Ende des Jahres 97 n. Chr. verfaßten Buche „Über den Ursprung, die Lage und die Völkerschaften Germaniens“ hat er alles, was damals über die geo- und ethnographischen Verhältnisse dieses Landes in Rom teils durch ältere Schriftsteller, teils durch römische und germanische Soldaten bekannt geworden war, zu einem Bilde vereinigt. Die „Germania“, wie das Buch gewöhnlich genannt wird, war eine politische Gelegenheitschrift, durch die Tacitus den Römern begreiflich machen wollte, daß die Anstalten und Arbeiten Trajans an der Nordgrenze zu einer dauerhaften Sicherung des Reiches nicht nur an sich notwendig seien, sondern auch die persönliche Anwesenheit des Kaisers erforderten. Um dies zu beweisen, schildert Tacitus das Leben der Germanen, stellt ihm das der Römer gegenüber und zeigt, daß die Germanen in ihrer Fülle von Kraft, in ihrer Sittenreinheit, in ihrem Freiheitstriebe, in ihrer Freude am Kriege und kriegerischen Wesen, worauf ihr ganzes Leben hinauslaufe, die gefährlichsten und bedrohlichsten Feinde des römischen Reiches seien. Nicht alle Berichte in der „Germania“ entsprechen der Wirklichkeit. Die Irrtümer sind aber nicht alle auf Rechnung des Verfassers, sondern mancher unzuverlässlichen Quelle zu setzen, aus denen er schöpft.

Will man ein möglichst treues Bild von dem Kulturzustande unserer Ahnen haben, so muß man die Berichte des Tacitus in der „Germania“, die in seinen „Annalen“ und „Historien“ gelegentlich ergänzt werden, auch zusammenhalten mit den Ergebnissen, die aus der Sprachvergleichung, den Rechtsformeln, uralten Gewohnheiten und Sitten, aus Inschriften und Zauber- sprüchen, aus bildlichen Darstellungen, wie z. B. an den Siegessäulen Trajans und Mark Aurels in Rom, aus den kirchlichen Verordnungen gegen altheidnische Gebräuche und insbesondere durch die Ausgrabungen gewonnen wurden.

Tacitus hält die Germanen für Eingeborne und erzählt, daß sie sich nach den Namen der drei Söhne des Mannus, ihres Stammesheros, ihre Namen beigelegt haben. Gemeint sind damit die drei Stämme, in die nach einem alten Mythos die Westgermanen zerfielen. Es waren dies die *Jugväonen* (an der Nord- und Ostsee, also die Friesen, Sachsen und Angelfachsen), die *Herminonen* (in Mitteldeutschland) und die *Itväonen* (am Rhein). Des zuletzt erwähnten Namens wurde schon oben gedacht und derselbe als „echte Abkömmlinge“ gedeutet. In ähnlicher Weise waren vielleicht auch die beiden anderen Namen uralte Volksbezeichnungen, die man der verehrten Gottheit als Attribute beilegte und so zum Nationalgott machte; man hat unter den drei Stämmen drei alte Kultverbände zu verstehen, die den gemeinamen, aus der Urheimat mitgebrachten „Himmelsgott“ als „Jugvaz“ („den Gefommenen“), „Ermenaz“ („den Mächtigen“) und „Itvaz“ („den Verehrungswürdigen“) verehrten und sich nach diesen Attributen des Gottes nannten. Dieser hieß bei den alten Indern *Dyāus*, bei den Griechen *Zeüs*, bei den Römern *Dies-piter* (*Juppiter*), im Germanischen *Tiwaz* (*Tius*), bei den altdeutschen Stämmen *Ziu*, im Altnordischen *Tyr*. Die allen diesen Wörtern zugrunde liegende Wurzel *div* = „leuchten“ läßt die Auffassung des Gottes klar erkennen. Die drei Kultgemeinschaften kamen nach Tacitus in einem schaurigen Haine des ältesten herminonischen Stammes, der *hiebischen Semnonen*, zur Feier des Gottes zusammen, die sie mit der Darbringung eines Menschenopfers begingen. Die Verehrung des *Ziu* scheint sich am längsten bei den Sueben erhalten zu haben, die noch im neunten Jahrhundert n. Chr. „*Gjūwari*“, d. i. Verehrer des *Ziu*, genannt wurden. Die Sachsen nannten den *Tius* auch *Er* oder nach dem kurzen Schwerte (*sahs*) auch *Saxnōt* (Schwertgenoß), die Baiern *Car*. Die *Irminsäulen*, deren eine Karl der Große bei der *Erzburg* zerstörte, waren ihm vielleicht gewidmet. Friesische Soldaten weihten dem zum Kriegsgott gewordenen *Tius* einen Altar als dem *Mars Thingius*, womit sie ihn als den obersten Befehlshaber des im *Thing* (Volksversammlung) und Heer vereinigten Volkes bezeichneten. Die römischen

Schriftsteller setzten den Tius ihrem Mars, die Griechen ihrem *Αρης* gleich. Ihm zu Ehren wurden die Schwerttänze aufgeführt und der dritte Wochentag benannt (Zies-tag, Er-tag, Car-tag, altnordisch *Tysdagr*, angelsächsisch *Tiwes-* oder *Tigesdaeg*, englisch *Tuesday*, Dienstag, dies *Martis*, französisch *mardi*).



Ein im Jahre 1883 im nördl. England aufgefundenen Altar, den germanische Bürger, die unter Kaiser Alexander Severus (222–235) in römischen Diensten standen, errichtet haben. Die Inschrift lautet: „Dem Gotte Mars Thingius und den beiden Aestagen Beda und Fimmilena und der Gottheit des Kaisers haben Luthanten, germanische Bürger, ihr Gebüde gern und schuldigermaßen eingeweiht.“

war, seht sie Tacitus der ägyptisch-römischen Isis gleich. Die *istvaönischen* Marien nannten sie *Tanfana*, und es war wohl auch die gemeingermanische Erdgöttin, die auf Inschriften als *Rehalennia* und *Sludana* erscheint. Und „vielgenannt“, wie der letzte Name sagt, ist sie als Göttin der Fruchtbarkeit und der Schifffahrt gewiß gewesen.

Ein anderer Name für die Erdgöttin und vielleicht der älteste war *Frija*, d. i. „Gemahlin“, „Geliebte“. Unter diesem Namen erscheint sie als die Frau des Himmelsgottes *Tius* und später in den Ländern, in denen *Wodan* jenen verdrängte, als *Gemahlin* *Wodans* und teilt sich mit ihm in seine Macht als *Himmels-, Sturm- und Totengöttin*. Ihr war der „Freitag“ (engl. *friday*) geweiht, der dem römischen dies *Veneris* entsprach. Die *Frija* lebt in der Sage in Niederdeutschland als *Fride* (*Frefe*) fort, als Frau *Holda* (die *Verborgene*) ist sie in Mitteldeutschland, und zwar als *Todesgöttin* bekannt. In Oberdeutschland läßt der Volksglaube in der *Berchtnacht*, der letzten der zwölf Nächte (vor *Epiphanie*), die Frau *Berchta* (*Berchta*), begleitet von einem endlosen Heere zarter, ungetaufter Kinder, umziehen, denen der fromme Bauer mitleidig einen Tisch mit Speise hinsetzt. Frau *Berchta* wird dadurch der *Frija* ähnlich.

Wie der Himmelsgott, der Kampfeslust der Germanen entsprechend, zum Kriegsgott wurde, so sind auch zwei andere Götter als Entwicklungen aus dem *Tiwaz* anzusehen. Es sind dies *Donar* und *Wodan*.

Aus dem *Tiwaz* *Thunaraz* wurde durch Personifikation der im Gewitter sich zeigenden Macht des Himmelsgottes *Donar*, von den alten Sachsen „*Thuner*“, von den Nordgermanen „*Thor*“ genannt. Sein Kult war weit verbreitet. Der Bauer verehrte in ihm den Gott des Gedeihens in Feld und Flur, das er durch die Reinigung der Luft und den Regen förderte, die Krieger betrachteten ihn wegen seiner Stärke als das Ideal eines Helden und sangen, wenn sie in den Kampf zogen, ihm zu Ehren Lieder; alle liebten ihn, weil er stets bereit war, seine Verehrer vor ihren Feinden zu schützen. Wegen dieser Eigenschaften und der Keule, die er als Waffe führte, wurde er von den Römern mit *Herkules*, später mit *Jupiter* (tonans, der *Donnerer*) umschrieben. An ihn erinnert die *Donarseide* bei *Geismar* in *Hessen*, die der heilige *Bonifatius* zum Entsetzen der Germanen fällt, der *Donnerkeil* oder *Donnerstein*, der ihm geweihte fünfte Tag der Woche, der *Donnerstag* (nordisch *Thorsdag*, englisch *Thursday* = dies *Iovis*, französisch *jeudi*), der *Donnersberg* in der *Rheinpfalz* und der *Donnersbrunnen* in *Weisfalen*.

Wodan (althochdeutsch *Wuotan*, altnordisch *Odin*) umschreibt *Tacitus* mit *Mercurius* und hält ihn für den höchsten Gott der Germanen (der *Franken*), dem sie allein *Menichenopfer* darbringen. Er ist aus dem *Tiwaz* *Wodanaz* entstanden, indem man dessen Macht als *Sturm*gott (gotisch *wōds*, ahd. *wuot* = *Wut*) zu einer eigenen *Gott*-heit machte. Die Verehrung *Wodans* entwickelte sich zuerst in *Niederdeutschland* bei den alten *Sachsen*, gelangte durch die *Angelsachsen* im fünften Jahrhundert nach *England*, kam aber auch zu den *Franken* am *Niederrhein*, wo *Wodan* zum *Stammvater* der *Wölsungen* wurde, dann zu den *Langobarden*, die an der *Elbe* saßen, zu den *Thüringern* und *Friesen* und auch nach *Skandinavien*, wo er durch die *Stalden* als *Odin* neben dem vom *Volke* verehrten *Thor* zum *Gotte* der *Gebildeten* wurde. Auch nach *Oberdeutschland* scheint sein Kult gedrungen zu sein. Ursprünglich bloß *Sturm*gott und als solcher *Führer* des *wütenden Heeres*, des *Totenheeres*, wurde er bald zum *Kriegsgott* und ihm auch alle höhere Kultur zugeschrieben. Hierin und als *Totenführer* gleicht er dem *römischen Merkur*. Im nordwestlichen *Deutschland* war ihm daher der *vierte Wochentag* (dies *Mercurii*) geweiht als *Wödenesdag* (engl. *Wednesday*). An den *Sturm*gott erinnert noch immer die *Sage* vom *wilden Jäger* und von der *wilden Jagd*.

Dem *Himmelsgotte* trat schon in alter Zeit die *mütterliche Erde* als *Gemahlin* zur Seite, deren verschiedene Beziehungen zu den *Menschen* man personifizierte und so zu *Göttinnen* machte. Als *Erdgöttin* wurde sie von den *seeanwohnenden Jägern* unter dem Namen *Nerthus* verehrt, dem wahrscheinlich die keltische Wurzel *nerth* = „*Kraft, Stärke*“ zugrunde liegt. Ihr *heiligtum* lag nach *Tacitus* auf einer *Insel* des *Ozeans* (*Seeland*) und durfte nur von einem *Priester* betreten werden, der sie dann auch begleitete, wenn sie im *Frühling* auf ihrem von *Kindern* gezogenen *Wagen* segnend durch die *Lande* fuhr. Auch von den *Hermanen* wurde sie verehrt, und weil hier ihr *Symbol* ein *Schiff*

ist aber selbst keine altheidnische Göttin. Ihren Ursprung läßt die in Italien bekannte Fee Befania, Befana, das ist Epiphania, erkennen. Sie war eine Personifikation des Epiphantages (des Festes der heiligen drei Könige), mit dem der bethlehemitische Kindermord im Zusammenhange stand.

Von anderen weiblichen Gottheiten sind uns nur die Namen überliefert, so die Sinthgunt, Baduhenna, Sandraudiga, Wercana, die Maeliagen und andere.

Damit haben wir die Zahl der bei den Westgermanen sicher nachweisbaren Götter erschöpft. Von einem System kann dabei nicht die Rede sein, da es immer nur ein Versuch bleiben wird, die einzelnen Perioden der Ausbildung mythischer Vorstellungen zu bestimmten Göttergestalten abzugrenzen oder die Motive aufzudecken, die dazu führten. Die einst so beliebte Übertragung der nordischen Götterwelt, wie sie in den Eddaliedern auftritt, auf die kontinentalen Germanen wurde von der Wissenschaft als ein fast tausendjähriger Anachronismus erkannt.

Eine Hauptquelle für die Erforschung der altgermanischen Götterwelt bildet die Volksüberlieferung, und zwar ist das Andauerndste der Glaube an die Dämonenwelt. Dieser führt uns zu der sogenannten niederen Mythologie, die nach der Ansicht neuerer Mythologen in dem Seelenglauben und Ahnenkulte die älteste erreichbare Stufe für den Volksglauben bildet. Der Glaube an Dämonen, sagen sie, habe zur Befehlung der Natur geführt, aus der wiederum die Gestalten einzelner Gottheiten sich erhoben.

Der Glaube der Germanen an ein Fortleben der Seele des Menschen nach dem Tode läßt sich aus dem Kulte, den Gebräuchen und Sitten von der ältesten Zeit an nachweisen. Man dachte sich die Seele der Luft ähnlich und meinte, daß sie nach ihrer Trennung vom Körper in der Luft, in den Bergen, im Wasser, in den Wolken, vereint mit vielen anderen, fortlebe. Sobald die Luft, das Wasser oder die Bäume in Bewegung waren, glaubte man, ein Heer von Seelen habe seinen Ruheort verlassen und ziehe über das Land hin. Der Führer dieser Seelenheere wurde der Sturmgott Wodan. Nicht jeder Seele aber war es vergönnt, sofort in die Zahl der Geister eingereiht zu werden. Manche irrte noch lange auf Erden, insbesondere in der Nähe des einst von ihr bewohnten Körpers, als Flamme umher und suchte den Menschen als Frrwich oder Feuermann irre zu führen oder erschien den Menschen als Gespenst oder Widergänger, um ihnen zu schaden.

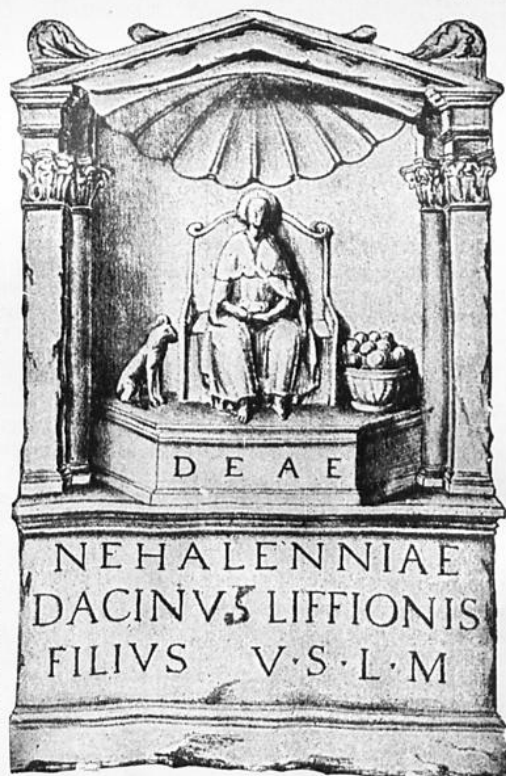
Mit dem Seelenglauben hängt auch die Vorstellung von einer zeitweiligen Trennung der Seele vom Leibe zusammen, worin der Glaube an die Druckgeister wurzelt. Hierher gehören die Mare, Mj, Drube oder Schrat, die Hexen (ahd. hagazussa) und Werwölfe (Männer in Wolfsgestalt), durchwegs Gestalten, in denen Seelen herumirren, die den Menschen Verderben sinnen.

Auch der elfischen Geister muß hier gedacht werden, wenn sie auch mehr als Gebilde der freischaffenden Phantasie anzusehen sind. Wer kennt sie nicht, die Elfe (Alben) und Wichte (Zwerge) mit ihrem König Alberich (albe-rieh = Albenkönig, romanisch Auberi, Auberon, Oberon), die Hausgeister mit dem Kobold an der Spitze, die nach Art der römischen Venaten die Häuser schützen, die das Geld vermehrenden Altraunen, die Wald-, Feld- und Wassergeister? Der Glaube an diese Gestalten ist uralte und lebt, durch bretonisch-romanische Einflüsse vielfach umgebildet, fort bei jung und alt.

Die Geschichte erzählt uns, daß die Frauen der Germanen am Kampfe sich beteiligten, indem sie ihre Männer zum Widerstande ermunterten, sie lobten oder tadelteten, baten und beschworen, nicht zu weichen. Was Wunder, wenn diese kriegerische Zeit die Frauen auch nach dem Tode noch an dem Kriege teilnehmen ließ und das Ideal derselben in den Schlachtjungfrauen schuf, von den nordischen Dichtern Valküren („Wählerinnen der im Kampfe Getöteten“) genannt? Sie reiten auf die Walflatt, unterstützen ihre Freunde im Kampfe und führen die Gefallenen in die Walhalla, wo sie den ihnen im Leben so liebgewordenen Kampf fortsetzen mögen.

Tacitus rühmt an den Germanen ihren Glauben an die Heiligkeit und Prophetengabe der Frauen. Auch für diese Auffassung des Weibes hat die Phantasie der Germanen ein Ideal geschaffen. Es sind die Schwanenjungenfrauen, die im Federgewande die Luft durchfliegen und den Menschen die Zukunft vorherzagen. Im Norden werden sie zu den Nornen, Schicksalsgöttinnen, an deren Spitze Urdr (altfärisch Wurd), d. h. „Geschick“, steht.

Beide Ideale der germanischen Frau wurzeln im Seelenglauben und spiegeln sich wider in den



Ein auf der batavischen Insel Walcheren aufgefundenener Altar mit der Inschrift: „Der Göttin Nehalennia hat Dacinius, der Sohn des Liffio, sein Gelübde gern und schuldigermaßen eingelöst.“

Namen derselben. So spricht der kriegerische Geist aus den Frauennamen, die mit *gunt*, *hilt*, *hadu*, wie (= Kampf), *grima* (= Helm), *rant*, *lint* (= Schild), *gér*, *houg* (= Ring), *brunja* (= Panzer) gebildet sind, wie z. B. *Sildigunt*, *Gundhilt*, *Sunnihilt*, *Dagahilt*, *Helidgunt*, *Wahthild*, *Bauglint*, *Gérdrát*, *Rantgunt*, *Brunhilt*, *Grimhilt*, *Haduwic*, *Chunigunt*, *Gérliut*. Die Tätigkeit der Frau auf dem Walfelde deutet der Name *Waledrát* an, ihre Aufgabe, die Lieblinge der Götter zu schützen, die mit *hirc*, *hure* gebildeten Namen, wie z. B. *Hildebure*, *Adalbirc*, *Gundisberga*, und aus den Namen wie *Fredegunt*, *Fridebure*, *Sigilint* leuchtet das Amt der Frau als Friedensstifterin und die Freude am errungenen Siege durch. Die Beziehung der Frau zu den Göttern, ihre Sehergabe und Weisheit spiegelt sich in Namen wie *Herigilt* (Priesterin des Heeres), *Rátwina*, *Himilrát* und in den mit *rún* (Geheimnis) zusammengefügten, deren wir später noch einmal gedenken müssen.

Wenig wissen wir von den Ansichten der alten Germanen über Anfang und Ende der Welt. Alt scheint die Einteilung des Kosmos in die Götter-, Menschen- und Tierwelt zu sein. Die von den Menschen bewohnte Erde wurde in der Mitte vorgestellt, *ahd.* *Mittilgart*; um sie dachte man sich das Weltmeer als mächtige Schlange.

Reichlicher fließen die Quellen, die uns von dem Gottesdienst unserer Ahnen erzählen, und hier kommen neben den römischen Schriftstellern auch die einer späteren Zeit entstammenden Berichte über die Christianisierung in Betracht, so insbesondere der Brief des Papstes Gregor an Augustinus, der die Angelsachsen der neuen Lehre gewann. Nach Tacitus hielten es die Germanen für ungeziemend, die Götter im Tempel einzuschließen und mit menschlichem Antlitz darzustellen. Man meinte daher, daß die Verehrung der Götter nur in der freien Natur, in den ihnen geweihten Hainen, in Wäldern, an Quellen, auf Bergen, auf Feld und Fluß stattgefunden habe. Doch hat man auch für diese Zeit schon Tempel und Bilder der Götter nachgewiesen. Die Opfer wurden entweder von einzelnen oder von Kultverbänden dargebracht. Die Bundesopfer bestanden in Erträgen des Bodens und in Tieren, aber auch durch Menschenopfer suchte man, wie von einigen Stämmen nachgewiesen ist, die Götter zu versöhnen. Zu den Sühnopfern gehören auch die Koffeuer, durch die man die Geister in der Luft, als die Urheber von Seuchen, zur Milde zu stimmen suchte. Die Opferhandlung wurde von Priestern geleitet, die aber bei den Germanen keine Kaste bildeten, sondern aus den Edlen des Verbandes genommen wurden. Da man in den Frauen heilige, die Zukunft ahnende Wesen sah, galten sie auch als Priesterinnen, die das Zukünftige vorauszusagen wußten. Bekannt ist die aus den Bruckerern stammende *Welada*, die den Aufstand der *Vataver* leitete und auch sonst großes Ansehen genoß.

Eine große Rolle spielte die Weissagung. Tacitus unterscheidet zwischen der Zeichendeutung und dem *Losen* und beschreibt das letztere also:

„Sie schneiden ein Reis von einem Fruchtbaum in kleine Stücke, rizen in dieselben gewisse Zeichen und streuen sie ordnungslos aufs Geratewohl auf ein weißes Tuch. Dann hebt, wenn in Staatsachen befragt wird, der Priester des Stammes, wenn es eine Privatangelegenheit gilt, das Haupt der Familie, unter Anrufung der Götter, den Blick gegen den Himmel gerichtet, drei Stücke nacheinander auf und deutet sie nach den eingeritzten Zeichen. Fallen diese ungünstig aus, so findet an demselben Tage über diese Sache keine Beratung mehr statt. Laute ihre Antwort günstig, so ist noch eine Beglaubigung durch Götterzeichen erforderlich.“

Die Zeichen, die die Priester in die Stäbe rizen und die nur ihnen verständlich waren, nannte man *Runen*. Diese sind aber von den einer späteren Zeit angehörigen *Runenalphabeten* zu unterscheiden. Das *Lösen* wurde neben dem Gottesurteile auch im Rechtsleben angewendet. Mit dem *Lösen* waren gewöhnlich auch *Auspizien*, d. h. die Beobachtung gewisser Dinge, verbunden, durch die man den Willen der Götter zu erfahren hoffte. So glaubte man aus dem Fluge oder den Stimmen der Vögel, aus dem Schnauben oder Wiekern der Kofse, aus den Gestirnen und besonders aus den Träumen die Zukunft deuten zu können.

Verwandt mit der Weissagung ist der *Zauber*. Dieser ist an ein magisches Zeichen, die *rúna*, gebunden, das seine Kraft durch das *Zauberlied*, später auch *rún* genannt, erhält. Wie tief der Zauber im Leben des Volkes wurzelte, geht daraus hervor, daß ihn die christlichen Befehrer trotz aller Bemühungen nicht gänzlich ausrotten konnten.

In inniger Beziehung zur Religion stand das Rechtsleben. Friede und Recht galten als Geschenke der Götter, und daher war es natürlich, daß man die Priester (*ewarto ésago* = Gesetzeswart, Gesetzprediger) als deren Vertraute zu Hütern der Rechtsordnung machte. Daraus erklärt sich die doppelte Aufgabe der Priester. Es oblag ihnen nicht bloß die Ausübung der gottesdienstlichen Handlungen, sondern sie griffen auch in das staatliche Leben ein. Daher mußten sie vor jeder Volksversammlung die Opfer darbringen und den Willen der Götter erforschen und mitteilen. Sie hatten das *Bannrecht*, d. h. das Recht, zu gebieten und zu verbieten, und teilten sich mit den Häuptlingen, denen sie als „Gesetzprediger“ mit ihren Ratschlägen zur Seite standen, auch in die Strafgewalt, daheim wie im Felde, über Leib und Leben der Ungehorsamen. In den Volksversammlungen, die aus den Gauen einer Völkerschaft gebildet und zu den heiligen Zeiten des Voll- und Neumondes abgehalten wurden, spielte sich das politische Leben ab. Man hielt sie gewöhnlich an der bedeutendsten Opferstätte ab und erschien dazu in Waffen. Wenn sich die zum Thing Ding) Aufgebotenen versammelt hatten, worüber oft mehrere Tage vergingen, wurde vom Priester oder auch vom Häuptling *Stillschweigen* (Dingfrieden) geboten, worauf die Verhandlung begann. Sie wurde auch vom Häuptling, dem Ältesten und Würdigsten aus dem Volke, geführt, während sich dieses nur allgemein daran beteiligte, indem es durch *Waffengeklirr* seine Zustimmung, durch *Murren* sein Mißfallen kundgab. Neben dem Gerichtsverfahren im Ding kannte das germanische Strafrecht auch den Weg der *Fehde*. Alle Missetaten wurden als Friedensbruch aufgefaßt und zwischen schweren und gemeinen, d. h. sühnbaren, unterschieden.



Enthauptung germanischer Fürsten.

Reliefbild an der Siegessäule Mark Aurels in Rom. (Rom. Anderson.)

Die Grundlage des staatlichen Lebens bildete die Familie mit ihrem durchaus agnatischen Charakter. Deren Haupt besaß volle Gewalt (das *Mundium*) über Frau, Kinder und Gefinde. Die Ehe beruhte in der ältesten Zeit auf Raub oder Kauf des Weibes, das damit aus seiner Verwandtschaft vollständig heraustrat und in die Gewalt des Mannes überging. Schon zur Zeit des Tacitus aber verwandelte sich die Kaufehe in die Schutz- oder Muntehe, indem nämlich der Kaufpreis um die Braut zu einem Entgelt für die Schutzgewalt über sie wurde. Das Symbol der Übertragung derselben bildete ein Speer oder ein anderes Wahrzeichen. Durch diese Form der Ehe wurde zwar eine freie Entwicklung der Monogamie möglich, die Frau aber blieb in strenger Unterordnung gegenüber dem Manne. Dieser besaß über sie das Züchtigungsrecht und konnte sie wegen Ehebruch verjagen. Erst das Christentum verschaffte dem Weibe die ihm gebührende Stellung. — Durch die Verheiratung der Söhne und die Gründung eines eigenen Hausstandes entwickelte sich die Familie zum Geschlecht, zur Sippe, die Hausgenossenschaft zum Geschlechtsverbande mit einer auf streng verwandtschaftlicher Grundlage beruhenden Organisation. Die Sippsgenossen waren solidarisch verpflichtet, füreinander einzustehen, die Blutrache für einen ermordeten Verstorbenen zu üben und das Wer- oder Mannsgeld an die Familie des Erschlagenen gemeinsam zu zahlen.

Die Geschlechtsverfassung war auch die Grundlage der militärischen Organisation. So findet Tacitus den größten Anreiz der Germanen zur Tapferkeit darin, daß nicht der Zufall oder das Ungesähr, sondern die Familien und Geschlechter die Schlachtordnung bildeten. Die unterste Abteilung des Heeres bildete die Sippe, je zehn derselben eine Hundertschaft. Dieser Einteilung entsprechend wurde auch das erworbene Land verteilt. Zu kriegerischen Zwecken, besonders in der Zeit der Wanderung, vereinigten sich mehrere Hundertschaften in eine Art Gaugenosenschaft, an deren Spitze ein aus den Sippehäuptern gewählter Häuptling stand.

Jeder Stamm zerfiel in Adelige, Freie, Hörige und Unfreie. Aus den Edlen allein wurden die Häuptlinge gewählt. Den Adelligen und insbesondere den Häuptlingen stand das Recht der Gefolgschaft zu. Diese wurde aus Edlen oder Freien gebildet, die sich eidlich verpflichteten, im Kriege an der Seite ihres Gefolgsheeren zu kämpfen.

Solange die Germanen nicht sesshaft waren, gab es keinen festen Grundbesitz. Seine Entwicklung aber finden wir schon bei Cäsar und Tacitus angedeutet. Es geschah dies so, daß ein Drittel des erworbenen Landes den Familien zur eigenen Bestellung zugewiesen wurde, während der größte Teil zu gemeinsamen Zwecken Verwendung fand. Auf dem Gemeineigentum der Sippe beruhte auch das Erbrecht. Die natürlichen Erben waren die Kinder und Verwandten, was Tacitus im Hinblick auf die römischen Verhältnisse hervorhebt, da die natürliche Erbfolge die testamentarische ausschloß.

„Die Sprache“, sagt Müllenhoff, „macht die Nation; sie ist Dasein und Leben eines Volkes und ohne sie ist es tot. Die großen Perioden und Wandlungen, die es bald rascher und gewaltfamer, bald langsamer und allmählich durchmacht, prägen sich daher auch ihr ein, und so unverfügbare, daß es die Merkzeichen einer jeden und die seiner ganzen Vergangenheit in ihr allezeit gegenwärtig mit sich herumträgt. Je größer aber die Wandlungen, desto tiefer greifen sie auch in die Sprache ein, und die Wirkung seiner größten Epoche, des Anfangs seines eigentümlichen und selbständigen Lebens muß in ihr am deutlichsten sichtbar sein.“ Die Sprachvergleichung hat gezeigt, daß das Germanische ein Zweig der arischen oder indogermanischen, indoeuropäischen Sprachenfamilie ist. Die Arier (sanskrit *Arjās*, d. i. die „Hohen“, „Trefflichen“) wohnten einst als Volk im mittelasiatischen Hochlande. Noch in vorhistorischer Zeit verließen sie ihre Heimat und spalteten sich auf ihrer Wanderung in mehrere Stämme. Der eine, die Iranier, ließ sich im Norden des Hindukusch nieder und teilte sich in die Baktrer (Zendsprache) und Perser, der andere, die Indier (Sanskrit), zog nach Süden, und die übrigen nahmen ihren Weg nach Westen (Westarier). Zu dieser Gruppe gehören die Kelten, Griechen, Italier, Germanen, Litauer und Slaven. Gewiß ist, daß die Arier einmal ein gemeinsames Band der Sprache verbunden hat, die wir uns freilich nicht ganz frei von Dialekten denken dürfen. Durch die Spaltung in die verschiedenen selbständigen Stämme schritt die Bildung der Dialekte immer weiter vor, bis sich diese unter Einwirkung der geänderten lokalen Verhältnisse, der allophylen Nachbarvölker und der Eigenart der Stämme zu eigenen Sprachen entwickelten. Trotzdem lassen viele allen arischen Sprachen gemeinsame Wurzeln und die gleiche Art der Flexion noch immer ihre Zusammengehörigkeit erkennen.



Ein germanischer Fürst unterwirft sich dem Kaiser.
Relief an dem Bogen Konstantins. (Rom. Anderson.)

Durch die Spaltung in die verschiedenen selbständigen Stämme schritt die Bildung der Dialekte immer weiter vor, bis sich diese unter Einwirkung der geänderten lokalen Verhältnisse, der allophylen Nachbarvölker und der Eigenart der Stämme zu eigenen Sprachen entwickelten. Trotzdem lassen viele allen arischen Sprachen gemeinsame Wurzeln und die gleiche Art der Flexion noch immer ihre Zusammengehörigkeit erkennen.

Wie bei den anderen arischen Stämmen förderte die Losreißung von der Gesamtheit und die Niederlassung unter einem anderen Himmelsstriche auch bei den Germanen die Bildung ihres Nationalcharakters und die eigenartige Entwicklung ihrer Sprache. Zur Zeit, als die Germanen am Rhein mit den Römern in Kampf gerieten, war die Differenzierung des Germanischen von den Schwester Sprachen bereits durchgeführt. Die Satzfügung war durch den Verlust des bezüglichen Fürworts, an dessen Stelle als Ersatz das hinweisende trat, eine losere geworden. Einzelne Formen, wie z. B. der *Norist*, das *Perfektum*, das *Plusquam-*



Franks' Schmuckkästchen. (8. Jahrhundert.)

Vorderseite. Umschrift in Runen und angelsächsische Darstellungen zur Wiederrichtung und Anbetung des Heiligtums durch die drei Weisen.
Nach einer Abbildung aus: Wilh. Victor, „Das angelsächsische Runenrätchen“.

Erklärung zu Franks' Schmuckkästchen.

Das Kästchen, von dem unsere Abbildung die Vorderseite zeigt, ist angelsächsischen Ursprungs und stammt wahrscheinlich aus dem 8. Jahrhundert. Durch einen Angelsachsen kam es aus Northumbrien nach Frankreich, wo es zuerst in Clermont-Ferrand, dann in Paris verwahrt wurde. Hier entdeckte und kaufte es der englische Altertumsforscher A. W. Franks bei einem Antiquitätenhändler, und nach ihm hat es seinen Namen (Franks' Casket, „Franks' Schmuckkästchen“) erhalten. Durch Franks kam das Kästchen in das Britische Museum zu London, wo es sich noch befindet. Als Franks das Kästchen kaufte (gegen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts), fehlte die vierte Seite. Später wurde sie aufgefunden und wird jetzt im Nationalmuseum zu Florenz aufbewahrt.

Das „Franks'sche Schmuckkästchen“, dessen vierte Seite man ergänzte, ist aus Walffisch- oder Walroßknochen verfertigt und dadurch wird erklärlich, warum der Verfertiger Verse auf den Walffisch in Runen einschnitzte. Diese lauten wie folgt:

Links: HRONAES BAN

Oben, links: FISC-FLODU.

Oben, rechts: AHOF ON FERG

Rechts: ENBYRIG

Unten, linksläufig: WARTH GASRIC GRORN THAER HE ON GREUT GISWOM

Übersetzung. (Nach Vietor):

Hronaes bân fisc-flôdu áhóf
des Walffisches Gebein die Fischslut erhob
an fergen-beric
auf den Waldberg;
warþ gásríc grorn þær hê on grêat giswom
es ward das Meer erregt, wo er auf dem Gries (Grund) schwamm.

Von den bildlichen Darstellungen bietet die links eine Szene aus der Wieland-Sage. Wieland reicht der Tochter des Königs Nithhad, die mit einer Begleiterin in die Schmiede gekommen ist, einen Becher, der aus dem Schädel eines ihrer Brüder angefertigt ist. Der Körper des letzteren liegt zu Wielands Füßen. Amboß, Hammer und Zange kennzeichnen die Schmiede. — Rechts fängt Wielands Bruder Egil Vögel, um aus deren Federn, wie die Thidreks saga meldet, ein Flügelmhd für Wieland zu bereiten. — Die Überschrift MAEGI (magi) erklärt die bildliche Darstellung rechts. Es ist die Anbetung des Jesu-Kindes durch die drei Weisen aus dem Morgenlande. Über dem Christkinde sieht man das Haupt Mariens, an der Wand den Stern, der den Weisen die Wege wies.

Das Kästchen mißt 22,8 × 19,3 cm. (Vgl. dazu W. Vietor, das angelsächsische Runenkästchen. Marburg i. S. 1901.)

perfektum, der Nominativ und Ablativ waren verloren gegangen und mußten auf andere Weise ersetzt werden. Die meisten Wandlungen vollzogen sich im Lautbestande, und zwar ganz besonders bei den Mittlauten. Man nennt die Veränderungen, die in Bezug auf die letzteren eintraten, die erste oder germanische Lautverschiebung. Ihren Umfang und die dabei zugrunde liegende scheinbare Gesetzmäßigkeit haben zuerst der Däne Rasmus Christian Rask und Jakob Grimm erkannt. Durch weitere Forschungen wurde festgestellt, daß die Lautverschiebung nicht, wie Grimm annahm, ein einheitlicher Prozeß gewesen ist, daß sie vielmehr in eine Reihe von Einzelvorgängen aufzulösen ist, die wahrscheinlich weder gleichzeitig noch voneinander abhängig gewesen sind. Die Lautverschiebung kennzeichnet am meisten die Trennung des Germanischen von den anderen indoeuropäischen Sprachen. Im wesentlichen waren die Verschiebungsakte folgende:

1. Aus den indogermanischen (idg.) behauchten Weichlauten (Medialaspiraten) bh, dh, gh (ph, th, kh), an deren Stelle im Griechischen φ , θ , χ , im Lateinischen f, h und Weichlaute (Medien) traten, wurden im Germanischen, aber nicht unmittelbar, Weichlaute oder doch Laute, die wir durch b, d, g auszudrücken pflegen. Beispiele: griechisch (gr.) $\varphi\acute{\epsilon}\rho\omega$, lateinisch (l.) fero, gotisch (got.) baira, englisch (engl.) bear (= tragen); — gr. $\theta\acute{\upsilon}\rho\alpha$, got. daur, engl. door (= Tor); — gr. $\delta\chi\acute{\epsilon}\rho\mu\alpha\iota$, l. veho, got. vigan (= bewegen).

2. Die indogermanischen Hartlaute (Tenues) p, t, k sind im Germanischen zu den stimmlosen Reibelauten (Spiranten) f, þ (th), h geworden, die unter gewissen Umständen in stimmhafte Laute übergingen, die sich dann zum Teile in die Weichlaute b, d, g entwickelten. Diese Verschiedenheit in der Verschiebung der idg. Hartlaute hängt mit der idg. Betonung zusammen und ist zuerst von N. Verner erkannt worden. Der Hauptton konnte nämlich im Indogermanischen auf jeder Silbe ruhen, im Germanischen aber nur auf der Stammsilbe. Ruhete nun der Ton im Indogermanischen auf dem Vokal vor dem Hartlaute, so wurde dieser in den stimmlosen Reibelaut, sonst aber in den stimmhaften Laut verschoben. (Verners Gesetz.) Aus dem Wechsel in der Verschiebung zeigt sich, daß sich die germanische Betonungsweise nur allmählich entwickelt hat. Beispiele: gr. $\kappa\lambda\acute{\epsilon}\pi\tau\omega$, got. hlifan (= stehlen); — gr. $\varphi\rho\acute{\alpha}\tau\omega\rho$, l. frater, got. brōþar, engl. brother (= Bruder); — gr. $\kappa\alpha\rho\delta\acute{\iota}\alpha$, l. cordis, got. hairto (= Herz); — Dagegen: gr. $\acute{\epsilon}\pi\tau\acute{\alpha}$, got. sibun (= sieben); — gr. $\pi\alpha\tau\acute{\eta}\rho$, got. fadar (= Vater); — gr. $\delta\epsilon\kappa\acute{\alpha}\varsigma$, got. tigus (= Zehnzahl).

3. Die indogermanischen Weichlaute b, d, g werden zu Hartlauten p, t, k verschoben. Beispiele: gr. $\delta\acute{\epsilon}\kappa\alpha$, l. decem, got. taihun (= zehn); — gr. $\acute{\alpha}\gamma\rho\acute{\sigma}$, l. ager, got. akrs (= Acker). — Für anlautendes p = idg. b gibt es im Germanischen kein Wort und auch nur wenige mit anlautendem p, wie z. B. got. diupi, lit. dubus (= tief); — l. labium, ags. lippa, deutsch Lippe.

Diese Regeln wurden hier und da durchbrochen. Unverschoben blieben die Nasenlaute (Nasalen) und die flüssigen Laute (Liquididen), doch ging m in n über vor d und im Auslaute.

Während die Lautverschiebung zu Beginn der historischen Zeit sich schon vollzogen und so der germanische Konsonantismus sein besonderes Gepräge erhalten hatte, gehört die Entwicklung des Vokalismus in der Mannigfaltigkeit, die er im Deutschen aufweist, zum größten Teile einer jüngeren Zeit an. Im allgemeinen finden wir im Urgermanischen noch den idg. Vokalbestand. Als die bedeutendsten Änderungen erscheinen folgende:

Dem idg. o entspricht im Germanischen a, dem idg. a im Germanischen ô. Beispiele: l. hostis, got. gasts; — gr. $\kappa\acute{\epsilon}\kappa\lambda\omicron\gamma\alpha$, got. hlaf (= stahl); — l. octo, gr. $\acute{\omicron}\kappa\tau\acute{\omega}$, got. alhtau; — l. frater got. brōþar.

Den idg. ei, oi, ou entsprechen im Germanischen i (eigentlich ii, got. ei), ai, au. Beispiele: gr. $\epsilon\acute{\iota}\delta\acute{\omega}\varsigma$, got. weit, wōds (= wissend); — gr. $\lambda\acute{\epsilon}\iota\pi\omega$, ahd. lihan; gr. $\varphi\acute{\epsilon}\rho\omicron\iota\varsigma$, got. bairais; — gr. $\omicron\acute{\iota}\delta\alpha$, got. wait; idg. roudhos (l. rufus), got. rauds (= rot).

Außerdem haben die silbenbildenden Nasalen und Liquididen r, l, m, n im Germanischen die dumpfen Vokale u und o entwickelt, also idg. r, l = germ. ur, ul, idg. m, n = germ. um, un. Beispiele: sanskrit (skr.) vřka, got. wulfs; skr. přthivi, altsächsisch (af.) folda (= Erde); idg. dht, got. tumþus (= Zahn).

Hier müssen auch einige in historischer Zeit wirksame sprachliche Gesetze angeführt werden, die zur Entwicklung und Mannigfaltigkeit des germanischen Vokalismus wesentlich beitrugen. So wurde idg. *ē* im Germanischen vor gedecktem Nasal oder *i* (*j*) im Suffix zu *ī* erhöht (3-Umlaut). Beispiele: gr. *πέριε*, abh. *fimf*; — l. *ventus*, abh. *wint*; — l. *medius*, af. *middi*; — gr. *ἰγίως*, abh. *igil*. Daher steht *ī* für *ē* auch in den abh. Zeitwörtern *liggian*, *sittian* (vergl. *λέγος*, *ἔζομαι*).

Suffigales *a* oder *o* bewirkte den sekundären Übergang von *ī* zu *ē* und von *u* zu *o* (4-Umlaut oder Brechung). Beispiele für den ersteren gibt es wenige, so l. *vir*, af. *wēr* (= Mann), zahlreiche aber für den letzteren: gr. *θυγάτηρ*, abh. *tohtar*; — gr. *ζυγόν*, abh. *joh* (= Joch). Durch dieses Gesetz erklären sich auch die abh. Partizipien *gizogan*, *firloran*, dagegen Prät. Plur. *zugun*, *firlurun*.

Erwähnt sei ferner die jüngere Bildung des idg. *eu* zu germ. *eo* oder (vor Kehllauten und Lippenlauten) *iu*. Aus dem idg. *ē* entwickelte sich im Germanischen ein davon zu unterscheidender jüngerer *e*-Laut, der sich später in *ea*, dann *ia*, *ie* verwandelte. Um das Bild der Gestaltung des germanischen Vokalismus doch in den Grundzügen zu vollenden, weisen wir noch hin auf die Entwicklung von Nasalvokalen vor *h*, auf die Vokalisierung des *w* im Wortinnern zu *u* und schließlich auf die vokalischen Auslautgesetze, durch die unbetonte und ungedeckte lange Vokale gekürzt wurden und auslautende *a*, *e*, *o*, *u*, *i* wegfielen.

Das Germanische hat, wie alle indogermanischen Sprachen, auch den Ablaut, d. h. die geregelte Bildung verschiedener Vokale innerhalb derselben Wurzel. Über die Ursachen dieser für die Wort- und Formenbildung im Indogermanischen sehr bedeutsamen Erscheinung herrschen verschiedene Ansichten. Wahrscheinlich dürfte der alte indogermanische Akzent ein Hauptfaktor dabei gewesen sein. Im Germanischen spielt der Ablaut eine große Rolle bei der Flexion der Zeitwörter (z. B. mittelhochdeutsch *hilfe*, *half*, *hulfen*, *geholfen*, *helfen*), aber auch bei der Bildung der Nomina ist seine Wirkung erkennbar.

Bis in das dritte Jahrhundert n. Chr. bewahrte das Germanische die vollen Endungen, dann begann die Wirkung der Auslautgesetze, die auch nach der Differenzierung der Dialekte noch fort dauert. Während auslautendes *z* bei den Westgermanen verflingt, behalten es die Goten und Skandinavier bei oder lassen es durch *r* vertreten. Dies ist eines der ersten Zeichen der sprachlichen Trennung der Germanen in Ost- und Westgermanen.

Schon in alter Zeit besaßen die Germanen eine Art Buchstabenschrift, die Runen. So nannte man ursprünglich, wie oben gesagt wurde, jene geheimnisvollen symbolischen Zeichen, deren man sich beim Losen bediente. Das Wort „Rune“ hatte zunächst die Bedeutung „Gemurmel“, „Geheimnis“, bezeichnete aber dann jene Zeichen selbst. Erhalten ist das Wort in unserem „Rennen“ und den mit *run* gebildeten Frauennamen (*Gudrun*, *Albrun*, *Sigrun*), wie denn nach Tacitus besonders die Frauen die Kunst verstanden, jene in die Stäbe eingeritzten Zeichen zu deuten. Die Benennung „Rune“ ging dann auch auf jene Zeichen über, die am Ende des zweiten oder zu Beginn des dritten Jahrhunderts n. Chr. von einem südlich wohnenden germanischen Stamme aus der römischen Kapitälchrift gebildet und zu den anderen Germanen verbreitet wurden. Jede dieser Runen hatte eine bestimmte Bedeutung, und sie bildeten daher die Elemente der ältesten Schrift. Das Material, in das die Runen in der ersten Zeit geritzt wurden, waren Tafeln oder Stäbe aus Holz. Dadurch erklärt sich ihre von der lateinischen Schrift abweichende Form. Die gebogenen und wagrechten Linien mußten aus technischen Gründen zu senkrechten und schrägen geformt werden. Die Runen hießen nach ihrer Form auch „Stäbe“, *buohstab* (Buchstabe) oder *runstab*. Mit dem Worte „Buch“ (gotisch *hōka*) aber wurde eine Tafel aus Buchenholz bezeichnet. Der Ausdruck für das Einritzen der Runen, also die älteste Art des Schreibens, lautete im Altsächsischen *writan* (engl. *to write*), im Althochdeutschen *rizzan* (reißen) und ist erhalten in Wörtern wie „Grundriß“, „Aufriß“, „Reißbrett“, „Reißzeug“. Erst als den Germanen mit dem Christentum die lateinische Schrift gebracht wurde, mußte die alte Bezeichnung der neuen („schreiben“, von *scribere*) weichen.

Die Runen wurden in der späteren Zeit nicht bloß in Holz, sondern auch in Metall geritzt. Münzen aus Gold- oder Silberblech wurden auf einer Seite mit Runen geziert (Brakteaten), Schmuckstücken, Waffen, Geräte und Trinkhörner waren mit ihnen geschmückt; sie verkündeten über den Türen der Häuser Zeit und Namen der Erbauer und suchten auf Grabsteinen, wie die nordischen Runensteine zeigen, die Erinnerung an die Toten lebendig zu erhalten.

Die ältesten Runendenkmäler (Bukarest-Ring, Speerblätter von Rowel) tragen gotischen Charakter. Den Goten war, wie zwei erhaltene Alphabete zeigen, die Runenschrift schon vor Wulfila bekannt. Am weitesten verbreitete sie sich im skandinavischen Norden, dann in England, aber auch den anderen germanischen Stämmen war sie, nach den Funden in deutschen Gräbern zu schließen, nicht fremd. In Skandinavien malte man noch auf Pergamentblätter mit Tinte und Feder die alten Runen.

Man hat durch Vergleichung gefunden, daß es ein gemeinermanisches Runenalphabet gegeben hat, und pflegt es nach den ersten sechs Buchstaben Fuhark (=Futhark) zu nennen. Es bestand aus 24 Zeichen, die zu Gruppen von je 8 geordnet waren. Das daraus gebildete nordische Alphabet zählte 16, das angelsächsische 28 Zeichen. Es sind uns mehrere solcher Alphabete erhalten, da die Germanen, vielleicht wegen der geheimnisvollen Bedeutung, die sie ihnen beilegte, manchmal die ganze Reihe eingruben. So finden sich auf dem schwedischen Brakteaten von Badstena 23, auf der burgundischen Spange von Charnay 20, auf dem angelsächsischen Themseschwerte 28 Runen. Auf dem „Trant“schen Kästchen finden sich außer den Runen auch bildliche Darstellungen. (Beilage I.) Man ritzte die Runen in der älteren Zeit nach dem Vorbilde der

römischen Schrift von links nach rechts, später von rechts nach links oder bei längeren Inschriften in Schlangenlinien ein. Die Anordnung der Runen hing vielleicht mit mystischen Vorstellungen zusammen. Wie die älteren Runen, von denen Tacitus erzählt, dienten auch die jüngeren zum Prophezeien und zu Besprechungen (Siegrunen, Bergrunen) und standen mit dem Opfer und Zauber in innigem Zusammenhange. Das Orakel aber beim Losen wurde in Form eines Verfes gegeben, und so traten die Runen auch in den Dienst der Poesie. Das Runenzeichen bestimmte den Anlaut des Wortes, zu dem ein Vers in der Art gebildet werden mußte, daß innerhalb desselben der eingeritzte Anlaut noch zweimal an betonten Wurzelsilben anschlagen mußte. Die Rune hieß Stab, und Stäbe hießen auch die alliterierenden Wörter, auf denen sich der Vers aufbaute.

Dies führt uns zur Form der altgermanischen Poesie. Bei der Betrachtung des Versbaues im Westgermanischen müssen wir zwischen dem Vers des im Chor gesungenen Liedes und dem von einzelnen vorgetragenen (in der epischen Dichtung) unterscheiden. Jener muß, da er für den Gesang bestimmt war, taktmäßig und nach einem einheitlichen Rhythmus gebaut gewesen sein; dieser aber folgt in seinem Bau den Gesetzen des Sprechverses und bewegt sich daher nicht in einem gleichförmigen (steigenden oder fallenden) Rhythmus, sondern beruht auf einem freien



Runenschrift auf einer spangenförmigen Gewandnadel aus Silber. (Vorder- und Rückseite.)

Dieses Schmuckstück ist, den mit einem niellierten Zickzack verzierten Streifen ausgenommen, vergoldet. Auf der Rückseite befinden sich an dem breiten viereckigen Teile noch die verrosteten Überreste des eisernen Drahtgewindes, durch das die Nadel, von der das Gewand gehalten wurde, ihre Federkraft erhielt. Der hohle Bügel der Spange nahm die Gewandfalte auf, und der vorstehende gekrümmte Haken hielt die Nadelspitze fest. Die Nadel wurde, wie aus der Stellung der auf der Rückseite eingeritzten Runenzeichen hervorgeht, mit dem breiten Teile nach unten getragen. Gefunden in dem großen Gräberfelde von Nordendorf bei Augsburg. — Die Deutung der beiden ersten Zeilen der Runenschrift ist: löná thioré (statt dioré) Vödan vinuth lönáth, d. h. mit teuereu Lohne belohnt Wodan freundlichst. Nachschrift: aithal oder abal Leubvini, d. h. Besitz oder etwa Arbeit des Leubvini. — Im Besitz des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg in Augsburg.

Rhythmenwechsel. Die Chorlieder waren jedenfalls strophisch gegliedert; in den epischen Dichtungen aber reiht sich Vers an Vers ohne Gliederung. Über den Bau des Gesangsverses der chorischen Lieder können wir, da uns bloß deren Pflege verbürgt, keines aber erhalten ist, nur Vermutungen anstellen; die Gesetze, nach denen der altgermanische, epische Vers gebaut ist, hat Sievers auf Grund der in der altnordischen, angelsächsischen, altfriesischen und althochdeutschen Literatur überlieferten alliterierenden Dichtungen klargelegt. Aus diesen hat er erschlossen, daß der altgermanische Vers die reimlose Alliterationszeile gewesen sei. Im allgemeinen finden sich im Westgermanischen nur zwei Versarten, der kürzere (zweihebige) Normalvers und der längere (dreihebige) Schwellvers. Der Normalvers hat vier, seltener fünf Glieder, von denen zwei stark betont (Hebungen), die anderen aber schwächer oder unbetont sind (Senkungen). Die Verbindung zweier Normal- oder Schwellverse zur Langzeile geschieht durch die Alliteration, d. h. durch den gleichen Anlaut mindestens je einer Hebung. Die innere Begründung des Stabreims bildete die Bindung des Worttons im Germanischen an die Stammsilbe als die logisch bedeutungsvollste, die, außer in Zusammensetzungen, gewöhnlich die erste des Wortes war. Für die Alliteration gilt die Regel, daß die Vokale alle, von den Konsonanten aber nur die gleichen untereinander alliterieren.

F	U	Th	A	R	C(K)	G	W	H	N	I	Jod E?Hv?
W	X	Z	S	T	B	E	M	L	NG	O	D

Das germanische Runenalphabet.

Die alliterierenden Anlaute des Verses nennt man nach der altnordischen Bezeichnung (hljóð-)stafir, „Stäbe“, und zwar den Stab des zweiten Halbverses „Hauptstab“ (hofud-stafir), den Stab oder die Stäbe des ersten aber „Stollen“ (altnordisch studill; Mehrzahl studlar). Die erste Halbzeile kann nämlich einen oder zwei Stollen haben, wie:

sunufatarungós iro saro rihtun (Hildebr.), oder:

Hiltibraht joh Hadubrant untar herjun twëm (ebd.).

Der Hauptstab hat seinen Platz in der Regel auf der ersten, wenn aber zwei dreiehbige Halbverse gebunden werden, auf der zweiten Hebung des zweiten Halbverses. Seltener ist die sogenannte gekreuzte Alliteration, d. h. Stabreim nach dem Schema a b | a b, wie:

forn her Óstar giweit flöh her Otachres nid (ebd.).

Die Alliteration diente zur Hervorhebung der betontesten Wörter. Die Stärke des Nachdrucks hing teils von der Willkür des Sprechers ab, teils waren die einzelnen Wortarten (Nomina, Adverbia, Pronomina usw.) nach der Stärke des Tones, für den sie angewandt werden konnten, genau, wie nach einer Skala, abgestuft.

Der Gleichklang der Anfangslaute findet sich bei den Namen in derselben Familie (Segimerus, Segestes, Segimundus; Thusnela, Thumelikus), ging in die Rechtsprache über, wo er zur Bildung bestimmter Formeln führte, und hat sich bis zur Stunde in zweigliedrigen Verbindungen erhalten, wie z. B. Mann und Maus, Eigen und Erbe, Wind und Wetter, Bank und Bett. In der nordischen Poesie hat sich die Alliteration lange erhalten, in der hochdeutschen verschwand sie mit dem Auftreten des Endreims im neunten Jahrhundert.

Von der altgermanischen Dichtung in den ersten Jahrhunderten wissen wir wenig. Daß aber die alten Germanen schon Lieder sangen, wird uns zuverlässig überliefert und kann auch aus den Verordnungen der Kirche gegen heidnische Gebräuche erschlossen werden. So erzählt uns Tacitus, daß die Germanen in Liedern, der einzigen Art ihrer geschichtlichen Überlieferung, den

Lurif fazun i lisi fazun hera duoder sumia
 hapt heptidun sumaherile zidun sumiacu
 bodun umbicunio uudi insprinc hapt
 bandun muar uigandlan. H.
 Pōt endr uodan unoran ziholza danuar
 demobaldres uolon sinuuoꝝ birenkie i
 thubiguolen sinhtigunt. summaerasuster
 thubiguolen ma ualla er suister thub
 biguolen uadantme uad rconda
 sosebenrenk. sosebenrenk. sosefidi
 renker ben zibena bluoꝝ. bluoꝝ
 luf zig liden sosegelimda sin.

Die Merseburger Zaubersprüche.

Das Original befindet sich in der Dombibliothek zu Merseburg. (Handschrift des 10. Jahrhunderts.)

Übertragung zur umstehender Tafel.

Eiris sâzun idisi, sâzun hera duoder.
suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
suma clûbôdun umbi cunioiuidi:
insprinc haptbandun, invar vigandun!
Phol ende Uuodan vuorun zi holza.
dû uuart demo balderes volon sin vuoz birenkît.
thû biguolen Sinthgunt, Sunna era suister,
thû biguolen Frija, Volla era suister:
thû biguolen Uuodan, sô hê uuola conda,
sôse bënrenki, sôse bluotrenki
sôse lidirenkî:
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelimida sin.

(Müllenhoff-Scherer, Denkmäler.)

1. Einstmals setzten sich Schlachtjungfrauen, setzten sich hierhin, dorthin,
die einen hefteten Haft, andere hielten das Herr auf;
einige klaubten an den Fesseln herum:
„Entspring den Haftbanden, entflieh den Feinden!“
2. Phol und Wodan ritten in den Wald.
Da ward dem Balders Follen sein Fuß verrenkt.
da besprachen ihn Sinthgunt, Sunna ihre Schwester,
da besprachen ihn Frija, Volla ihre Schwester,
da besprachen ihn Wodan, was er wohl vermochte,
sei's Beinverrenkung, sei's Blutverrenkung, sei's Gliederverrenkung:
Wein zu Weine, Blut zu Blute,
Glieb zu Gliedern, als ob sie zusammengeleimt seien.

Tuisio (den Zwiegeschlechtigen), den erdgeborenen Gott, und dessen Sohn Mannus (den Menschen) als die Urväter und Stammhalter ihres Geschlechtes gefeiert haben. Der Auszug zum Kampfe galt den Germanen, wie der Krieg überhaupt, als heilige Handlung. Der Priester hatte die Strafgewalt im Kriege, gleichsam nicht zur Strafe oder auf Befehl des Herzogs, sondern als ob der Gott es anordne, der nach ihrem Glauben beim Kampfe zugegen ist. Darum gingen der Schlacht Opfer, Sprüche und Gelübde vorher und wurden die heiligen Insignien der Gottheiten dem Heere vorgetragen. Die Helden wähten, im Dienste der Gottheit zu handeln, und so erklärt sich jener Mut, mit dem sie ohne Furcht vor dem Tode ihr Leben in die Schanze schlugen; war es ja doch die Gottheit, der sie es zum Opfer brachten. Insbesondere galt Donar als der Gott des Krieges, und ihm, dem Ideal eines Helden, zu Ehren erklangen die Lieder, die sie, in den Kampf ziehend, sangen.

So rückten mit wildem Gesänge die auf Seite des Vitellius kämpfenden Germanen vor; Schrecken und Entsetzen ergriff die Feinde im thrakischen Aufstande bei dem brausenden Schlachtgesänge der fugambriischen Kohorte; ruhig drangen im Aufstande der Bataver die Römer vor, unter lautem Gesänge aber die Germanen, angefeuert durch ermunternde Jurise ihrer hinter dem Heere bange harrenden Mütter, Schwestern und Gattinnen. Lieder erklangen bei dem Opfermahle des Arminius vor seinem Kampfe mit den Römern, und seine Heldentaten wurden noch zur Zeit des Tacitus im Gesänge gepriesen.

Ihren Mut aber entflamnten die Germanen durch eine Art Lieder, deren Vortrag sie barditus (Schildgesang) nannten. Die Krieger sahen dabei besonders auf Rauheit des Tones und stoßweises Dröhnen und hielten sich die Schilde vor den Mund, damit die Stimme durch die Resonanz zu größerer Tonfülle und Wucht anschwell (Schwellgesang). Wie Donars Stimme in seinen Kämpfen mit den Riesen erdröhnte, so auch die der Krieger vor der Schlacht, und gelang das Geschrei, so erblickte man darin ein Zeichen, daß der Gott selbst unter ihnen weile, wenn aber nicht, so ergriff die Reihen Hoffnungslosigkeit. Ob wir bei diesem Geschrei an Lieder oder nur an aufmunternde Rufe, etwa wie unser „Hurra“, zu denken haben, läßt Tacitus nicht erkennen.

War die Schlacht geschlagen, so wurde unter Gesang und Jubel das Siegesfest, verbunden mit einem Opfer, begangen. Einer solchen Feier gedenkt Tacitus bei den Batavern. Ein Siegesopfer, unter Absingung eines „abscheulichen“ Liedes, brachten die noch heidnischen Langobarden (579) dem Gotte (dem Teufel) dar. Die gefallenen Helden wurden unter Trauergesängen bestattet.

So trugen nach der blutigen Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (451) die Westgoten die Leiche ihres Königs Theodorich, Preislieder singend, zu Grabe. Auserlesene Reiter umritten (453) den Grabhügel Attilas, seine Taten in Liedern feierend, worauf das Totenmahl und nachts die Bestattung erfolgte. In ähnlicher Weise wird in einem angelsächsischen Epos die Leichenfeier Beowulfs geschildert.

Mit dem Opfer war auch zur Zeit des Friedens Gesang verbunden. Tacitus berichtet, daß die Germanen eben unter Gesang das Fest der Tanfana feierten, als sie von Germanicus und seinen Legionen plötzlich überfallen wurden (14 n. Chr.). Gewiß wurden auch bei den Prozessionen, die zu Ehren der Nerthus stattfanden, Lieder gesungen. Unter Gesang wurde auch die Neuvermählte in das Haus des Gatten geleitet, und im fünften Jahrhundert n. Chr. bildeten Gesang und Tanz einen Hauptteil der Hochzeitsfeierlichkeiten bei den Franken.

Die alten Germanen besaßen also, wie wir aus den angeführten Zeugnissen sehen, eine Menge Lieder, die sie im Chore sangen. Ihr Charakter aber kann, da uns kein Lied erhalten ist, nur durch Vergleichung mit denen anderer arischer Völker geahnt werden. Insofern die Menge im Gesänge ihre Empfindungen ausdrückte, war er lyrisch, nach der Art des Vortrages aber episch, da die Macht der Götter, die Taten und Schicksale der Helden, die den Inhalt bildeten, ohne Reflexion besungen wurden, und weil mit dem Gesänge auch Bewegung (Festzug, Reiten und Tänze, Mimik) sich verband, schloß sie auch die Reime des Dramas in sich. Passend benannte man daher diese altgermanischen Lieder mit dem Worte „Leich“ (Opfer-, Toten-, Brautleichen), da dieses sowohl Gesang, als auch Spiel, Tanz und Opfer bezeichnete. Eine besondere, vielleicht auch von Gesang begleitete Art des Tanzes war der Schwerttanz, den leicht bekleidete Jünglinge als Schauspiel aufführten. — Bewegte sich nun auch die altgermanische Poesie am freiesten in der Chorik und brachte sie auch nur zum Ausdruck, was das Leben Geistiges in sich trug,

so gab es neben ihr doch auch eine andere Art, die von einzelnen vorgetragen wurde. Hierher gehören die Sprüche, vor allem die Zaubersprüche. Germanisch-heidnischen Ursprunges sind die zwei Merseburger Zaubersprüche, die von Georg Waig im Jahre 1841 in der Dombibliothek zu Merseburg in der Provinz Sachsen aufgefunden wurden. Sie standen in einer aus dem Kloster Fulda stammenden Sammelhandschrift und sind, im thüringischen Dialekt, vielleicht erst im 10. Jahrhundert aufgeschrieben worden. (Beilage 2.)

Der erste Spruch erzählt zunächst, wie einmal behre Frauen („Idije“ = Walküren) auf die Walstatt kamen, um sich am Kampfe zu beteiligen. Die einen fesseln die eingebrachten Gefangenen, die anderen werfen sich dem Feinde entgegen, um ihn aufzuhalten, und beiden Gruppen gelingt ihr Bemühen. Die dritte aber, die den Feinden die Gefangenen entreißen will, gelangt nur durch den Zauberspruch zum Ziele, der nun folgt: *Insprine haptbandun, invar vigandun!* („Entspring den Banden, entflieh den Feinden!“)

Der zweite Merseburger Zauberspruch ist eine Art medizinisches Rezept. Sein Mythos lautet: Wöol und Wodan ritten auf die Jagd. Da wurde dem Rosse Balders sein Fuß verrenkt. Es besprach ihn die Jagdgesellschaft, aber vergeblich. Da besprach ihn Wodan:

bën zi bëna, bluot zi bluoda,	Beine zu Beine, Blut zu Blute,
lid zi geliden, söse gelimida sîn.	Gelenk zu Gelenke, als ob geleimt sie wären.

Der Glaube an die Macht des Zaubers ist uralt und Zaubersprüche hat es bei allen indogermanischen Völkern gegeben. Ihre Verbreitung und das zähe Festhalten daran bei den Germanen, selbst noch zur Zeit der Christianisierung, bezeugen die Verbote, die die Kirche noch im achten Jahrhundert erlassen hat. Nach dem Muster der heidnischen Zaubersprüche wurden bis ins vierzehnte Jahrhundert viele christliche Segen gebildet, in denen Christus, Maria, die Apostel und andere Heilige auftreten. Hierher gehört ein Segen gegen Wolfsschaden, bekannt als „Der Wiener Hundesege“. Ein Hirt ruft Christus und den heiligen Martin an, um von ihnen Schutz für seine Hunde gegen die Wölfe zu erbitten. In einem anderen Segen wird Christus um Hilfe gegen die Lähme des Rosses angefleht; der Straßburger Blutsegen wurde zur Stillung des Blutes angewendet; andere Sprüche dienten gegen innere Krankheiten, gegen Geschwüre und die fallende Sucht. Der Lorscher Bienensegen sollte die Rückkehr des ausgeflogenen Bienenschwarms bewirken. Im Weingärtner Reisesegen wird für den Scheidenden um Gottes und seiner Engel Geleite gebeten. Alle diese Sprüche in christlichem Gewande sind uns in Handschriften aus dem neunten bis zwölften Jahrhundert überliefert, weisen aber auf viel ältere Grundformen zurück.

Die alten Germanen hatten kein geschriebenes Recht. Die Satzungen wurden durch den Priester in alliterierenden Formeln verkündet, und manche davon sind in die späteren Rechtsammlungen hinübergerechert worden.

Der Spruchpoesie, die früh gepflegt wurde, müssen wir auch die Rätsel beizählen. Vorgänge in der Natur regten die Phantasie an und führten zur Rätseloesie oder zu mythischen Darstellungen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Nibelungen Sage vor ihrer Durchföbung mit historischen Elementen eine Personifikation des Wechsels von Frühling und Winter, oder des Auf- und Niederganges der Sonne gewesen ist.

2. Die Völkerverwanderung. Die Heldendichtung.

Ereignisse, die tief in das Leben eines Volkes einschneiden, spiegeln sich wider in seiner Poesie. Das bedeutendste aber in dem Werdegang der Germanen war jene Umwälzung und Machtverschiebung in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung, durch die das alte Europa zertrümmert, neue Staaten auf den Ruinen des römischen Reiches gegründet und die germanischen Stämme selbst neu gegliedert wurden. Durch diese Neugestaltung unseres Erdteiles griffen die Germanen, deren Werk sie hauptsächlich war, bestimmend in den Gang der Weltgeschichte ein und wurden sich durch die Erfolge ihrer Kraft auch bewußt. Daher bildet die Völkerverwanderung, wie man jene Bewegung zu nennen pflegt, auch den Beginn des historischen